

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Monatspreis pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung in der Expedition oder den Filialen 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährl. 2.10 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. (Bestellgeld vierteljährl. 42 Pfg., monatl. 14 Pfg.).

Redaktion: Tauchaer Straße 19/21.
Telegraphen-Adresse: Volkszeitung Leipzig.
Telephon: 18693.
Sprechstunde: Wochentags 6—7 Uhr abends (außer Sonnabends).

Inserate kosten die 6gepaaltene Pettzeile oder deren Raum 25 Pfg., bei Blauproschrift 30 Pfg. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Preis für das Beilegen von Prospekten ist 3.50 Mk. pro Tausend für die Gesamtauflage, bei Teilaufgabe 4 Mk. — Der Betrag ist im Voraus zu entrichten. Schluß der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag, Expedition und Inseraten-Annahme: Leipzig, Tauchaer Str. 19/21, Hofgebäude. Telephon: 2721.

Tageskalender.

Die sächsischen Konservativen haben sich der Diktatur der preussischen Junker in der Frage der Reichsfinanzreform unterworfen.

Im englischen Parlament fanden Debatten über die englische und deutsche Marinepolitik statt.

In Barcelona trat die Arbeiterschaft zum Protest gegen den Kolonialkrieg in Marokko in den Generalstreik; die Regierung verhängte den Belagerungsstand.

In Schweden wurden 50 000 Arbeiter ausgesperrt.

Spanien in Marokko.

Leipzig, 27. Juli.

„Es ist anzunehmen, daß das deutsch-französische Marokko-Abkommen vom 9. Februar 1909 für die nächste Zeit Ruhe und geordnete Verhältnisse, soweit sie überhaupt bei dem Kulturzustande dieses Landes möglich sind, und damit auch ein Aufblühen des Wirtschaftslebens in Marokko herbeiführen wird.“ So kann man im Nauticus, dem halboffiziösen Jahrbuch für Deutschlands Seeresinteressen, lesen. Kaum aber war das Buch Anfang des vorigen Monats erschienen, so begann es in Marokko wieder von neuem zu rumoren. Heute stehen wir einem regelrechten Kriege gegenüber.

Spanien ist es jetzt, das Vorbeeren an der nordöstlichen Grenze Marokkos pflücken will. Bei der kleinen Küstenfestung Melilla, die Spanien noch im Jahre 1896 als Zwangsburg für die marokkanischen Seeräuber erbaut hatte, und das ihm als klägliches Ueberrest seines mächtigen Kolonialbesitzes geblieben war, kämpfen jetzt 6000 spanische Soldaten und 50 000 sollen aus Barcelona und Malaga herbeigeschafft werden. Wie Räuber zur Schlachtkampfbank werden die Söhne spanischer Bauern und Arbeiter auf Schiffe verpackt, mit Groß und Flüssen ziehen sie aufs „glorreiche“ Kampffeld, während auf den Straßen der spanischen Städte das Militär die gegen den Krieg demonstrierenden Massen mit blankem Säbel auseinandertreibt. Der Presse steckt man einen Anebel in den Mund. Bei Melilla donnern die Kanonen, und erst am Freitag und Sonnabend sind die Spanier mit blutigen Köpfen zurückgeworfen worden.

Um was geht es? Was brachte den bankrotten, verfaulten spanischen Staat auf die Beine? Was reizt die wilden Kabylestämme zum verzweifeltsten Kampfe? Die Spanier besitzen seit Jahrhunderten an der nordöstlichen

Küste Marokkos einige Fester, die sie einst zur Abwehr der Seeräuber gebaut haben. Jetzt ist der Seeraub unmöglich — die Räuber haben nur kleine Fahrzeuge, die es mit den modernen Dampfern nicht aufnehmen können — und in den verfallenen Festungen selbst, den sogenannten Präsidios, arbeiten die Sträflinge. Und diese glorreichen Kulturstaaten will Spanien als Stützpunkt für seine Kolonialpolitik in Marokko gebrauchen. Denn von Kolonialpolitik, von Eroberungen will selbst dieser morsche Staat nicht ablassen, der aus Asien und Amerika verjagt, im eigenen Lande sich nicht entwickelt, der bei einem stets wachsenden Volkseinkommen 7 Milliarden Mark Schulden hat, und der fast zur Rolle eines Vasallenstaates seines ehemaligen Konkurrenten England degradiert ist. Spanien will seine koloniale Wiegegeburt in Marokko feiern. Zwar konnte es ohne Zustimmung Englands und Frankreichs keinen Schritt in Marokko tun, aber eben diese beiden Länder ließen es zum marokkanischen Schmaufe zu. Frankreich, weil es im Jahre 1904 verhandelt wollte, daß sich Spanien in den Marokkohändeln auf die deutsche Seite stelle, England, weil es ihm, als seinen Schützling, zu einem Erfolge verhelfen möchte. So wurde Spanien zusammen mit Frankreich auf der Konferenz von Algier als eine in Marokko speziell interessierte Macht anerkannt, und später verhalten ihm England und Frankreich zur Etablierung von zwei Gesellschaften, die südlich von Melilla, in Beni bu Zfrur, Minen auszubeuten begannen. Das Land, in dem die Minen liegen, gehört einem tapferen Bauernstamme der Riffabnlen, der sich auf einer so niedrigen Stufe sozialer Entwicklung befindet, daß er noch kein Verständnis für die Schönheit von Steuern und Finanzreformen hat, mit seinem legitimen Herrn, dem Sultan, in stetem Kriege lebt, und die fremden Eindringlinge ganz heidnisch haßt. Die Spanier bauten eine Bahn von Melilla bis zu den Minen, begannen sich einzunisten und scherten sich nichts um den Unwillen der Kabyle. Obwohl sie dem Sultan, Mulay Hafid, keinen Pfennig für das Recht der Ausraubung des Bodens bezahlten — sie machten das Geschäft mit Bu-Hamara ab, dem edlen Häuptling — brauchten sie den Widerstand des Sultans nicht zu fürchten, denn nachdem er den Thron bestiegen und aus Geldnot mit Frankreich Freundschaft geschlossen hatte, mußte er mit verschiedenen marokkanischen Stämmen kämpfen, die ihn zuerst als Fremdenhasser auf den Schild gegen seinen Bruder, den früheren Sultan Abdul Aziz, erhoben hatten und die ihn jetzt als Verräter bekämpfen. Mit der Möglichkeit, daß die Riffabnlen sich empören würden, rechneten entweder die Spanier nicht, oder sie wollten ihn als einen Vorwand zum Einschreiten gebrauchen, um ein Stück Landes an sich zu reißen. Aber der Unwille der Kabyle wuchs. Es kam zu Zusammenstößen, in denen vier spanische Arbeiter getötet wurden.

Die spanische Regierung, die zu Hause sehr oft die Arbeiter niedermeheln läßt, wollte ihr Privileg, Arbeiterblut zu vergießen, mit den Kabylen nicht teilen, und sie begann die Kabylendörfer „zur Sühne“ niederzutartatschen. Die Kabylen antworteten darauf mit der Proklamierung des heiligen Krieges, an dessen Beginn wir nun stehen.

Das ist die Situation. Die ganze Presse spricht die Meinung aus, daß die Spanier eine sehr schwierige Arbeit haben werden, weil das Land gebirgig und wenig bekannt ist, die Kabylen aber kühn und gut bewaffnet sind. So sieht das „friedliche Eindringen“ in Marokko aus.

Aller Wahrscheinlichkeit nach wird die Sache aber nicht mit einem Krieg Spaniens gegen die Riffabnlen ihr Bewenden haben. Spanien begann den Krieg nicht ohne Einwilligung der französischen und englischen Regierung, von denen es finanziell und politisch abhängig ist. Das beweist auch die Haltung der französischen Presse, diese protestiert mit keinem Worte gegen das spanische Vorgehen, obwohl früher die Pläne Spaniens gewisse Eifersüchtigkeiten in den französisch-marokkanischen Kreisen hervorzurufen. Die von der französischen Diplomatie beeinflusste Dépêche Marocaine in Tanger geht weiter: sie schreibt, die Vorgänge in Riff beweisen, wie haltlos die Verhältnisse in Marokko überhaupt seien. Daraus kann man schließen, daß Frankreich die Ausführung der spanischen Eroberungspläne in Marokko erlaubt hat, um selbst einen noch größeren Zug tun zu können. Von Deutschland würde Frankreich kaum Widerstand zu befürchten haben, denn die deutsche Regierung hat schon im Februar-Abkommen die politischen Interessen Frankreichs in Marokko anerkannt, und sie wird ohne Zweifel in der jetzigen internationalen Situation, wo sie weder Rußland noch Frankreich fester an England binden will, dem französischen Vordringen Schwierigkeiten bereiten. So ist es sehr wahrscheinlich, daß wir vor einem neuen Kreuzzug Frankreichs gegen die „wilden Barbaren“ stehen.

Bericht des Zentralkomitees

für die Zeit vom 1. Juli 1908 bis 30. Juni 1909.

Ein vom Agitationsbezirk Chemnitz gestellter Antrag, eine Gemeindevertreter-Konferenz von ganz Sachsen einzuberufen, in der auch einzelne Punkte des vorliegenden Programmwerks behandelt werden sollten, wurde vorläufig vertagt. Die Erörterung über die Zweckmäßigkeit solcher Konferenzen führte dazu, den einzelnen Bezirken zunächst zu empfehlen, Bezirks-Gemeindevertreter-Sitzungen einzuberufen, in denen die wichtigsten Fragen des Programmwerks besprochen und event. Änderungsvorschläge an die Landesversammlung gerichtet werden sollten. Eine allgemeine Gemeindevertreter-Konferenz, die zu den wichtigsten schwebenden kommunalpolitischen Fragen, wie: Wertzuwachsteuer, Wasserversorgung, Besoldungen, Arbeitslosenfürsorge usw. Stellung nehmen sollte, einzuberufen, lehter

Seuilleton.

„Soldaten sein schön!“

Bilder aus Kaserne und Lazarett.
Von Karl Hoyer.

20] Nachdruck verboten.

Die Schüler für alle Stationen mußten sich bei den betreffenden Stationsärzten im Ordonnanzzuge zur Verfügung melden. In dem ersten Jahr ihrer Dienstzeit hatten sie gelernt, was ein Ordonnanzanzug zu bedeuten hat. Seine ganze Puhfertigkeit setzte jeder einzelne jetzt dazwischen, seinen Anzug so tadellos wie nur möglich herzurichten.

Vor dem Konferenzzimmer warteten sie dann am Morgen in Wiß und Glanz auf das Erscheinen der Ärzte.

Vor Meldungen und Befehlen hatten die meisten Respekt. Was kann ihnen dabei doch alles passieren! Der Rod konnte dem Vorgesetzten nicht sauber genug sein — der Helm nicht genügend blank. Dann konnte man sich leicht beim Herunterschmarren der militärischen Meldung verflappen. Und vor den Ärzten wollten doch alle einen guten Eindruck machen.

Stabsarzt Renner war der gefährteste des Lazarett. Das hatten sie schon in Erfahrung gebracht. Nichts sollte ihm recht sein, und an jeder Kleinigkeit sollte er zu mäkeln haben.

Bornemann und Volter waren mit unter denen für die innere Station. Bornemann nahm alles wie gewöhnlich mit seiner bekannten Leichtfertigkeit. Volter blieb ernst und ruhig. Sämtliche Ärzte, außer Stabsarzt Renner, waren schon im Konferenzzimmer eingetroffen.

Schnell hatten sie ihre schriftlichen Arbeiten erledigt und waren im Begriffe, ihre Stationen aufzusuchen. Sobald einer in der Tür erschien, plakten ihm die zugeteilten Schüler mit ihren Meldungen entgegen.

Stabsarzt Bauer von der äußeren Station, ein jovial aussehender, groß und kräftig gebauter Mann, erzählte fast, wie ihm Böhle als erster mit seiner Meldung entgegentrat.

„Danke,“ antwortete der Stabsarzt. „Legen Sie ab und kommen Sie dann mit.“

Die Schüler der Inneren warteten noch auf Stabsarzt Renner, der kommen sollte und nicht kam. Bornemann wurde das Warten schon etwas ungemütlich, und in komischen Bemerkungen machte er seinem bedrückten Herzen Luft. Eine Viertelstunde nach der andern verging.

Es schlug es schon von der nahen Kasernenuhr, und er war noch immer nicht da.

Oberstabsarzt Klein war mit seiner Visite auf der gemischten Station fertig und kam mit seinem Gefolge, einem Assistentenarzt, dem Unteroffizier und den neuen Schülern ins Konferenzzimmer zurück.

Plötzlich vernahm man die Wartenden eine gellende Stimme im Treppenhaus, aus der Bornemann und Volter den Vorgesetzten heraushörten, der einen Fehler eines Untergebenen oder Kranken mit starken Worten rügen mußte.

Bornemann, der neugierig um die Fensterscheide geblickt hatte, flüsterte leise seinen Kameraden zu: „Kollegen, das ist er!“

Stabsarzt Renner, noch ganz erhitzt von dem Ruffel, den er eben erteilt hatte, betrat endlich das Konferenzzimmer. Ein kleiner schmätziger Mann. Sein Gesicht war nicht besonders vertrauenerweckend. Stehend blickten seine scharfen Augen hinter den Klemmergläsern hervor, die seine Haut an der Nasenwurzel zu einer runden Wulst

herauspreßten. Der Klemmer hätte an seinem Nasenbein keinen Halt gehabt, so tief stand es zurück, so daß die Nase beinahe der Form einer sogenannten Anagnase gleichkam. Unter seinem schwarzen dichten Schnurrbart traten die großen fleischigen Lippen scharf hervor.

Wieder mußten die Schüler eine geraume Zeit warten. Stabsarzt Bauer kam schon aus dem Operationsaal zurück.

„Endlich scheint er zu kommen,“ flüsterte Bornemann den andern zu, der immer ungeduldig durch die Scheiben der Glastür gesehen hatte.

Aufgeregt übersehen sich alle noch einmal ihren Anzug. Als erster meldete sich Volter.

„Musketier Volter, der inneren Station zugeteilt.“

„Mein lieber Freund, erstens sind Sie kein Musketier mehr, sondern ein Sanitätsschüler. Zweitens möchte ich auch gerne wissen, von welchem Truppenteil Sie kommen.“

„Von der ersten Kompagnie, Herr Stabsarzt.“

„So! Nun werden Sie mir morgen diese Meldung zwanzigmal auf ein Papier aufgeschrieben vorlegen. — Und Sie?“ Damit wandte er sich an den nächsten, der natürlich die eventuelle Gefahr vorausahndete und seine Meldung nach dem Wunsche des Stabsarztes herplapperte.

Nachdem der Stabsarzt sich die letzte Meldung hatte herbeten lassen, gab er jedem seine Anweisung für die Visite.

„Sie tragen täglich das Waschbecken. — Sie die Seife und das Handtuch. — Sie die Instrumente und Sie die Krankenjournale. Und Sie machen die Türen auf zu den Krankenzimmern.“

Sergeant Jacoby, der hinter dem Stabsarzt stand, blickte krampfhaft in sein Notizbuch hinein und laute an den Lippen.

Assistentenarzt Wendi, der als Lehrer beim Nachmittagsunterricht fungierte, machte eine Miene, so ernsthaft und dienstlich, wie es ihm nur möglich war.